

Der Romancier ringt der ungeordneten Wirklichkeit eine Form ab. Wie ein Bildhauer schlägt er dabei jene Unwahrscheinlichkeiten und Zufälle ab, die nur der Realität, nicht aber der Literatur gestattet sind. Ein Romangebilde soll die verschüttete Ordnung der Dinge durchscheinen lassen. Sein Gegenstand ist nicht die Abfolge von Ereignissen. Einer der größten Epiker, Fjodor Dostojewski, verlor in seinen Werken auf kunstvolle Weise regelmäßig den Faden. Thomas Mann sprach in seinem berühmten Essay „Anna Karenina“ (1939) von der Einheit des Meeres und der Epik: „Das Element der Epik mit seiner rollenden Weite, seinem Hauch von Anfänglichkeit und Lebenswürze, seinem breit anrauschenden Rhythmus, seiner beschäftigenden Monotonie – wie gleicht es dem Meere, wie gleicht es dem Meer!“

Dieses Rauschen großer Epik ist heute so selten zu vernehmen, daß man sich beinahe wie aus der Zeit gefallen fühlt, wenn man Reinhard Kiefers Roman „Halbstadt“ zur Hand nimmt. Kiefer eröffnet einen weiten, von Schwingungen der Wirklichkeit vibrierenden Raum, in dem der Leser verweilen, versinken kann, und den er nicht verlassen kann, ohne daß sich seine Sicht auf die Welt um eine winzige Nuance verschoben hat.

Unmöglich wäre es, sich diesem Roman allein über eine Inhaltsangabe zu nähern. Reinhard Kiefer stellt viele verschiedene Perspektiven nebeneinander, Stimmen, die zusammenklingen, einander ergänzen oder widersprechen. Der Schriftsteller Toni Klingson, der Maler Alexander Müller und die Kunstagentin Veronika Vogler ertasten sich in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts die Wirklichkeit, erträumen sich ihre eigene Geschichte. Klingson möchte das Schreiben nicht gelingen („Ist auch derjenige ein Schriftsteller, der nichts zustande bringt?“), er verdingt sich u.a. als Lexikonverkäufer. Müller soll eine Kapelle mit neuen Bildern ausstatten, und Veronika Vogler versucht, seinen Ruhm voranzubringen. Die drei bleiben einander fremd, auch wenn sie sich nahe sind, oft hängen sie ihren eigenen Erinnerungen nach. Das Erinnern, der Lauf der Zeit, das Werden und Vergehen, das uralte Memento mori geben den Takt der Erzählung vor. Im Gras, „das zertrampelt wird, das grünt, das sich erhebt, wuchert vielleicht, geschnitten wird und wieder wuchert“, erkennt Klingson bei einem Friedhofsbesuch ein Bild für die Vergänglichkeit des Individuums und das Fortbestehen der Gattung. Auf einem Klassentreffen schaut Müller wehmütig auf die „ehemaligen Mädchen“, die keine Schleifen mehr im Haar tragen, sondern über Diätvorschläge diskutieren. Und Hausmeisterin Else Wessel - auch ihr Zugriff auf die Welt wird ergründet - blättert in alten Photoalben, liest

verblichene Briefe und hält ihre Erinnerungen an Oberwald, „einen heute fast vollständig verlassenen Weiler in den Hügeln“, in einem Journal fest. Selbst die Toten erinnern sich, „an jede Kleinigkeit vermutlich. Sie haben verlernt, restlos verlernt, irgend etwas zu vergessen.“ Ihre Seelen versammeln sich, sie reden ununterbrochen. „Gibt es denn den Augenblick, wo auch sie endgültig schweigen und sich verflüchtigen?“ Alle Figuren in dieser erzählten Welt sind getrieben von dem Wunsch, Zeugnis abzulegen.

Reinhard Kiefer versucht, die Substanz der beschriebenen Zeit, der 80er-Jahre, zu erfassen und sie zu einem Monument zu formen. Keine Figur wird mit stechender Feder gezeichnet, niemandem das Geheimnis entrissen. Er nimmt seine Helden ernst, läßt ihre Perspektive gelten, wertet, entlarvt und denunziert nicht. Er läßt zu, daß sie die Welt durch unterschiedlich getönte Gläser betrachten. Sein Roman schreitet langsam voran, verweilt bei jedem Gedanken, jeder Geste, fesselt mit seinem melancholischen Tonfall.

Bisher hat Reinhard Kiefer nur wenig Aufmerksamkeit bekommen. Zu leise, zu bedächtig scheint seine Prosa für den lärmenden Literaturbetrieb zu sein. Aber nicht nur das Schaffen derjenigen, die sich auf dem Markt durchsetzen, prägt die Signatur einer Zeit. Ihr verborgenes Fundament wird oft gerade von jenen gelegt, deren Ruhm verspätet einsetzt.